Nr. 3. 2. Ausgabe. Täglich 90000 Auflage. Sonntag, 3. Januar 1904.

Dresdner Neueste Nachrichten

Unabhängige Tageszeitung.

Größte Auflage in Sachsen.

Redaktion und Hauptgeschäftsstelle Pillnitzer Straße 49.
Fernsprecher: Redaktion Amt I Nr. 8807, Expedition Amt I Nr. 4571, Verlag Amt I Nr. 542.

Haupt-Annahmestelle für Abonnements und Inserate: Pillnitzer Straße 49. Ferner nehmen an: die Filialen Altmarkt: E. Weihe, Gauzner Straße 48; M. Weber, Blasewitzer Straße 16; Ch. Nagel, Falkenstr. 16; Th. Grimm, Hauptstraße 13 und Kamenzer Straße 43b; J. Hudemik, Kaiserstraße 8; G. u. K. Schäfer, Königsbrücker Straße 54; Ernst Matzke, Kurfürstenstraße 21; Oskar Röder, Marienstr. 48; A. Wagner, Oppelstraße 21; F. Umlauf, Pfotenhauerstraße 46; E. Thürmer, Pirnaischer Platz; R. Rehfeld, Postplatz; G. Schneider, Schäferstraße 16; Johann Stafing, Striehlener Str. 19; B. Baumgarte, Strehlenstraße 54; P. Gorke, Wiener Platz 1; O. Meise und alle Annoncen-Bureaus.

Anzeigenpreis: Die 1spaltige Petitzeile für Dresden und Vororte 20 Pf., für auswärts 25 Pf. Finanzinserate erhöhte Preise. Die 2spaltige Reklamezeile 1 Mk., auswärts 1.50 Mk. Garantie für Erscheinen von Inseraten an vorgeschriebenen Tagen und auf bestimmten Plätzen wird nicht übernommen. Bezugspreis: Durch die Post monatlich 67 Pf. für Dresden monatlich 50 Pf. für Oesterreich-Ungarn vierteljährlich 3,26 Kr., mit „Fliegende Blätter" 3,72 Kr. Bestellungen: in Deutschland und Oesterreich-Ungarn ohne „Fliegende Blätter" „Dresdner Neueste Nachrichten Ausgabe A", mit „Fliegende Blätter" „Dresdner Neueste Nachrichten Ausgabe B".

Diese 24seitige Sonntags-Frühausgabe umfaßt mit der 12seitigen 1. Sonntags-Ausgabe zusammen 36 Seiten. Roman siehe Seiten 19 und 20. Haus und Herd Seiten 21 und 22.

England an der Jahreswende.

Von unserm Korrespondenten.

-sb- **London**, 31. Dezember 1903.

Nur noch wenige Stunden von der Niederschrift dieser Zeilen, und Big Ben wird vom Turme des Westminster-Parlaments den Anbruch des neuen Jahres verkünden. Was wird es bringen? — ist die Frage, die nicht nur England, sondern die ganze Welt bewegt. Aller Augen sind nach Asien gerichtet, der Wiege der Menschheit, wo in kurzer Zeit die Würfel der Entscheidung fallen und Reibungsflächen beseitigt werden sollen, die für die kommenden Generationen von ungleich höherer Wichtigkeit sind, als sie der durchschnittliche Zeitungsleser auch nur erträumt. Es sind weniger die Berührungspunkte englischer und russischer Interessen in Tibet, Persien oder Afghanistan, die den internationalen Friedensfreunden Besorgnisse für die Zukunft einflößen, als vielmehr die drohende Lage im ferneren Osten, die genügend Zündstoff birgt, um jeden Augenblick das asiatische Pulverfaß zur Entladung zu bringen. Welche Rolle dem britischen Weltreiche an jenem Platze der politischen Schaubühne zufallen wird, läßt sich heute keinesfalls voraussagen; es hängt dies vielmehr von den begleitenden Umständen, insonderheit davon ab, welche der Parteien siegreich das Feld behaupten wird, ergo, wenn der Krieg wirklich entbrennen sollte. Nicht nur die Schrecken desselben, sondern auch die Folgen, die er menschlicher Berechnung nach zeitigen muß, dürften für die europäische Diplomatie bestimmend sein, ihren ganzen Einfluß aufzubieten, um dem von der englischen Presse künstlich genährten Kriegsfieber in Japan entgegen zu arbeiten. Der Vorwurf, den wir hiermit den Londoner Zeitungen machen, ist keinesfalls ungerechtfertigt. In ihrer Verblendung gegen die ruhige und zielbewußte Politik der russischen Regierung kennt die Presse dieses Landes schier keine Grenzen mehr, und nach der alten Regel, daß man das Eisen schmieden müsse, solange es warm ist, bläst man im Fleet-Street-Viertel gegenwärtig mit vollen Backen in die angefachte Kriegsflamme. Wenn nur die Erkenntnis, wie nach dem südafrikanischen Feldzuge, nicht zu spät kommt! Was Japan selbst angeht, so werden, selbst wenn es siegreich aus dem wilden eisernen Würfelspiel hervorgehn sollte, ja, wenn es in Korea gar festen Fuß zu fassen vermöchte, Jahrzehnte erforderlich sein, um die Früchte seiner Aufopferung zu genießen. Und auch dann wird es in steter Kriegsbereitschaft sein müssen. Die Phrase „Weltpolitik" mag auch für das mächtig aufstrebende Reich des Mikado etwas Verlockendes haben, es sollte sich aber zunächst vor Augen halten, daß ein Krieg mit Rußland Geld, viel Geld und abermals Geld, sowie Menschenleben bedeutet, und daß es hier einen andern Gegner als das wurmstichige China vor sich hat. Vielleicht sind es gerade diese Gründe, die die Berater des Mikado zu ihrer bisherigen zögernden und abwartenden Haltung veranlaßten. Für das interessierte Europa kommt noch die Möglichkeit einer Volkserhebung hinzu, die leicht Formen annehmen könnte, wie sie derzeit bei den Boxeraufständen beobachtet wurden. Keine andre Macht wäre in einem solchen Falle besser dazu geeignet, als Pufferstaat gegen die in sich gefestigte und verjüngte gelbe Rasse zu dienen, als ein in jenen Teilen mächtiges und starkes Rußland. Wer möchte für die Konsequenzen einstehen, die notwendigerweise sich ergeben würden, sollte der Chauvinismus in Japan heute auch die Regierung des Landes mit sich fortreißen und sie zum unüberlegten Handeln veranlassen?

England? Die englische Presse? Soweit wir die Verhältnisse aus sechsjährigen Erfahrungen am hiesigen Platze zu beurteilen vermögen, wird die Regierung, es sei denn, daß die Unabhängigkeit Japans gefährdet ist oder Rußland weitere Annektierungsgelüste im fernen Osten zeigt, keinen Finger in dem gegenwärtigen Streite rühren. Wohl hat sie es in Tokio mit freundlichen Ermahnungen versucht und auch Frankreich veranlaßt, an der Newa ein Gleiches zu tun, dabei wird es aber bleiben. Den Kampf selbst auszufechten, der, im Grunde genommen, doch nichts weiter als ein Streit um das Fell des Bären in Gegenwart einer augenblicklich müßigen Zuschauermenge ist, wird Japan und Rußland überlassen bleiben. Warum sollte auch England, das sich von den schweren Wunden des südafrikanischen Krieges noch nicht einmal erholt hat, als dritter sich an einem „Geschäfte" beteiligen wollen, bei dem kein Profit herausschaut? Warum — so fragen wir weiter —, wo es doch in Tibet, während der Russe und Jap sich balgen, reife Trauben zu haschen gibt?

Mit demselben Hochdrucke, wie auf dem Gebiete der äußeren, arbeitet die englische Regierung auch auf demjenigen der innern Politik. Dabei ist sie unentschieden, ratenlos und — man fühlt sich versucht zu sagen — furchtsam; es fehlt dem Ministerium Balfour an der festen Entschlossenheit und der raschen Tatkraft seiner Vorgänger. Wie wären wohl sonst auch derart unerquickliche Vorgänge möglich gewesen, wie sie bei der letzten Rekonstruktion des Kabinetts aus Anlaß des Austritts Mr. Chamberlains und der unionistischen Freihändlergruppe mit dem Herzog v. Devonshire an der Spitze zutage traten? Damit nicht genug, beginnt der ehemalige Kolonialminister nachgerade, sich als Usurpator aufzuspielen und seinem Freunde, dem Premier, die Zügel der Regierung vollends aus der Hand zu nehmen. In vertrauten Kreisen erzählt man sich hier manche köstliche Geschichte von der Entfremdung der beiden. Die geradezu skandalöse Art, mit der Mr. Chamberlain der Regierung den einzuschlagenden Kurs vorzuzeichnen sucht, hätten Mr. Balfour sehr verstimmt, noch mehr aber die von dem Ex-Kolonialsekretär ins Leben gerufene „Untersuchungs-Kommission von Schutzzöllnern reinsten Wassers", die mit Vorbedacht aus solchen Kreisen rekrutiert worden sind, die mehr oder minder große Interessen an der Aufhebung der englischen Freihandelsbestimmungen haben. Der Premierminister ist diesen Machenschaften gegenüber heute völlig hilflos; er hat es lange bereut, in die ihm von seinem früheren Kollegen gestellten Fallen gegangen zu sein, aber der Ausweg ist nur mit großen Gefahren zu bewirken. Es gilt jetzt als sicher, daß nur etwa ein Drittel der konservativ-unionistischen Parlamentarier Mr. Balfour treu geblieben ist, und daß ein zweites Drittel sich der Führerschaft des Herzogs v. Devonshire anvertrauen und damit zur Fahne des Freihandels stehn würde. Kann Mr. Balfour unter so gefährlichen Umständen es wagen, seinem zum ärgsten Widersacher gewordenen ehemaligen Freunde den Fehdehandschuh vor die Füße zu werfen? Schwerlich! Als komisches Moment gesellt sich hinzu, daß auch die Oppositionsparteien aus diesem Stande der Dinge keinen rechten Nutzen erwarten können. Die letzten drei Nachwahlen haben zwar die unionistische Stimmenmehrheit vermindert, aber die Sitze verblieben dieser Partei doch und die liberalen Kandidaten hatten in jedem Falle das Nachsehen. Das sind wenig nette Aussichten für die kommenden Neuwahlen, die von kompetenter Seite für den Juni 1904 prophezeit werden. Daß die Oppositionsparteien einen derartigen Zuwachs an neuen Abgeordneten erhalten, daß sie, unbekümmert um die Stellungnahme der agrar-schutzzöllnerischen irischen Nationalisten, die Mehrheit im Parlamente bilden, kann schon heute als ausgeschlossen gelten, weit wahrscheinlicher ist es, daß die Liberalen bei einigem Erfolge sich die Unterstützung der unionistischen Freihändlergruppe sichern werden. In diesem Falle heißt es jedoch Konzessionen machen, und die werden wohl auf nichts geringeres hinauslaufen, als die Antragung der Premierwürde an den Herzog v. Devonshire. Lord Rosebery, Sir Henry Campbell-Bannerman, Mr. Asquith und Sir William Harcourt werden sich mit geringeren Stellungen begnügen müssen.

Viel birgt das neue Jahr für England in seinem Schoße. Es ist das vierte Regierungsjahr König Eduards VII., und es steht zu hoffen, daß der Monarch den in ihn gesetzten Hoffnungen als ein Friedensfürst insofern gerecht wird, daß er seinen Einfluß auch in diesem Jahre zur Erhaltung des Weltfriedens geltend macht . . .

Politische Tagesübersicht.

Deutsches Reich.

Zum Crimmitschauer Streik. Wir brachten vor kurzem die Meldung, daß im Auftrage des Ministeriums des Innern sich Geh. Rat Dr. Roscher nach Crimmitschau begeben werde, um dort Vertreter der feiernden Arbeiter wie der Arbeitgeber über den derzeitigen Stand ihrer Ansprüche zu hören. Diese Meldung wird jetzt vom „Dresdner Journal" als offiziell bestätigt.

Koloniale Streitfragen. Von geschätzter Seite wird uns geschrieben: Die Ansichten darüber, welcher koloniale Kurs der richtige sei, sind bekanntlich auch unter den Freunden der deutschen kolonialen Bewegung geteilt. Die Stellungnahme zur ostafrikanischen Eisenbahnfrage hat dies augenfällig dargetan. Die einen, und die amtlichen Kreise mit ihnen, halten am Zentralbahnprojekt fest, das die andern, die Anhänger der Südbahnroute zum Nyassasee, als ungeeignet ablehnen. Soweit die Kolonialfreunde in Verbänden organisiert sind, macht sich eine bemerkenswerte Meinungsverschiedenheit geltend zwischen der Deutschen Kolonialgesellschaft und dem Deutschen Kolonialbund. Die verhältnismäßig geringe Mitgliederzahl des letzteren schafft seinen Kundgebungen zwar keinen imponierenden Hintergrund, man darf darum aber nicht achtlos an ihnen vorbeigehn, und um so weniger, als auch der Bund seine

Rund um den Kreuzturm.

Zerbrochene Sektgläser; leere Kaviarbüchsen; zerrissene Gratulationskärtchen — o, so eine Aschengrube ist das Grab von tausend tollen Freuden und schönen Lügen einer lustigen Silvesternacht! . . .

Man trinkt sich begeistert zu; umarmt sich stürmisch und küßt sich herzbrüderlich. Man schickt sich sinnige Kärtchen mit Glückwünschen und Freundschaftsbeteuerungen, die, wenn ein jedes Wort davon einzeln bezahlt werden müßte, wohl plötzlich einen recht kurzen und kalten Depeschenstil annehmen würden. Und dann hält man noch hochpatherische Reden. Dem alten Jahre spendet man einen wehmütigen Abschiedsgruß wie einem entthronten Fürsten, dem man noch einmal, ehe er das Land verläßt, mitleidig verzeihend seine Begehungs- und Unterlassungssünden vorhält. Das neue Jahr aber begrüßt man wie einen jungen Tyrannen, dessen Regiment man mit banger Erwartung entgegensieht. Man schmeichelt ihm aus Furcht und heuchelt freudige Zuversicht. Ein Taumel erfaßt selbst den loyalsten Staats- und Stadtbürger, der sonst sich allen Verordnungen, die zu seinem Wohl und Wehe von oben kommen, mit seinem beschränkten Untertanenverstand submissest zu fügen pflegt. Mensch will er wenigstens einmal im Jahre sein, freier, selbständiger Mensch. Und er läuft mit der großen Masse, auf die er sonst so verächtlich herabschaut, auf den Altmarkt und schreit sich dort nach Herzenslust die Kehle heiser, drückt dem Unbekanntesten die Hand und umarmt ihn, und wenn ihm jemand den Zylinderhut eintreibt, so denkt er für sich in echt christlicher Liebe: „Heute verzeihe ich dir, mein vielliebster Bruder, denn ich habe ja zu dem Zwecke meine älteste Angströhre aufgesetzt. Solltest du dir aber morgen früh diesen Scherz noch einmal erlauben, so würde ich dir die Wohltat des § 303 des Strafgesetzbuches angedeihen lassen. Du würdest dann eventuell auf einige Zeit als Staatspensionär irgend einen Salon im Mathildenschlößchen beziehen müssen. Aber heute?—Laßt uns heute einmal tolerante Menschen sein!" Und er tanzt lustig mit dem Plebs den Cancan der Gleichheit, Freiheit und Brüderlichkeit, der brave Philister. Aus dem korrekten Staats- und Stadtbürger ist plötzlich ein zahmer Jakobiner geworden, der sogar den Mut hat, einmal in der Nähe eines königlichen Polizisten laut „Prosit Neujahr!" zu schreien. Am andern Tage aber wandelt er wieder streng und gemessen durch die Straßen der Stadt; weicht fremd denen aus, die er vielleicht noch vor wenigen Stunden erst liebend umarmt hatte, grüßt höflich kühl seine Bekannten, denen er beim Klange der Silvesterglocken im Rausche des Weines und des Menschentums ewige Treue schwur. Und wenn im Laufe des Jahres einmal einer von ihnen als Hilfesuchender zu ihm kommen sollte, so speist er ihn vielleicht mit kühlen Redensarten und billigen Trostesworten ab, zuckt aber bedauernd die Achseln, da er momentan selbst in Verlegenheit ist. Nur kurze Zeit dauert der große, allgemeine Rausch der Begeisterung, der die Menschen beim Jahreswechsel zu freien Brüdern macht. Ist er vorüber, dann wird wieder der ehrsame Philister angezogen, eine ernste Miene aufgesetzt, und das Versteckenspielen beginnt von neuem. Die kurze Nacht der Lust ist vorbei. Das lange Jahr des Kämpfens und Ringens beginnt wieder. Ja, das Leben ist ein harter Kampf um die Interessen des Leibes und des Geistes, um Brot und Ideale. Aber laßt uns echte, rechte Streiter sein! Laßt uns nicht den Kampf mit philiströser Unduldsamkeit führen, wie es leider immer noch im Lande geschieht. Immer noch wird in unsrer Zeit über dem Dogma die wahre Religion vergessen. Man fragt nur noch zu oft mit fanatischem Eifer: „Was glaubst du?" und sollte doch lieber fragen: „Wie glaubst du?" Ich kann es nicht begreifen, wie man seinen Nächsten einzig und allein nach dem Taufschein beurteilen kann. Vor allem aber kann ich es nicht von dem Volke begreifen, das wegen seiner Intelligenz so hoch geachtet, aus dem ein Lessing erstanden ist. Ephraim Lessing! Du schlichter Mann! Dein Verstand war scharf und fest wie eine Damaszener Klinge; dein Herz aber war weich wie bildsames Wachs. Du schlugst mit erbarmungsloser Rücksichtslosigkeit auf die engherzigen, fanatischen Eiferer los und sangst dazu das große, herrliche Lied der Menschenliebe und Duldsamkeit „Nathan der Weise". Ach, beides können dir viele nicht verzeihen! Man fürchtet dich noch heute, obwohl du schon längst vermodert bist. Jene Männer, die mit der Eule die Vorliebe für das Dunkle gemein haben und doch nicht zugleich wie sie das Sinnbild der Weisheit sind, jene Männer fürchten deinen freien Geist, der sie wie ein Gespenst aus ihrer alltäglichen Ruhe schreckt. Aber sie wissen sich zu rächen. Sie setzen dir zur Strafe keine Denkmäler, und das zu einer Zeit, die doch an einer chronischen, galoppierenden Denkmalsseuche leidet. Bist du auch ein Sohn des Sachsenlandes; weiltest du auch einst in unsern Mauern, in Dresden gibt es doch auf absehbare Zeit kein Plätzchen für dein Monument. Noch nisten zu viel Eulen, die nicht mit dem Vogel der Pallas Athene verwandt sind, in den dunklen Ecken und Verstecken unsrer mittelalterlichen Gemäuer. Ich habe wahrhaftig den Kopf geschüttelt, mehr betrübt als ärgerlich, als man mir neulich zum Vorwurf machte, daß ich in dem anspruchslosen Weihnachtsmärchen, das man jetzt im Residenztheater gibt, ein Kind zur Gottesmutter beten lasse. Man beschuldigte mich sogar, ich hätte bei Abfassung dieses Gebetes gar zu sehr an das des Gretchen im „Faust" gedacht. Der letztere Vorwurf ist begreiflich und verzeihlich, aber ebenso ungerecht wie der erstere. Ich wünschte, ich hätte das beanstandete Mariengebet aus dem Innersten meiner Seele heraus gedichtet! Mit Stolz würde ich dann all den bitteren Tadel ertragen. Aber so habe ich es leider aus demselben Buche genommen, in dem schöne Lieder stehn, wie „Sah ein Knab' ein Röslein stehn", „Wie kommt's, daß du so traurig bist", „Da droben auf jenem Berge" usw. Also doch aus Goethes Gedichten? Nein! Selbst Goethe-Kronjon war ein Anempfindler und Umdichter! Das Gebet ist aus „Des Knaben Wunderhorn", aus jener Sammlung ewigfrischer deutscher Volkslieder, die gerade in unserm Zeitalter mit seiner dekadenten, paralytischen Poesie allen Genesungssüchtigen als Heilmittel nicht genug empfohlen werden können. In dieser Sammlung steht auch ein schönes, herzinniges Gedicht, das die Ueberschrift trägt: „Maria, die Gnadenmutter zu Freiberg." Es ist also ein echtes, unverfälschtes sächsisches Volkslied. Und da dachte ich, daß es doch eigentlich gar nicht so übel sei, wenn man in einem sächsischen Märchenspiel ein unschuldiges Kind, das zum Glück noch nichts von religiösem Hader weiß, auch ein uraltes sächsisches Gebet sprechen läßt. Daß dieses Gebet nun zufällig an die Mutter Jesu gerichtet ist, daran konnte ich weiß Gott nichts Schlimmes finden, denn ich glaube, daß wer den Sohn verehrt, auch die Mutter achten soll. Zum Glück kann man mir nicht den Vorwurf machen, daß ich gleich den beiden Romantikern, die „Des Knaben Wunderhorn" herausgegeben haben, mit mittelalterlicher Sehnsucht nach dem päpstlichen Rom schaue. Ich habe Luther stets als Befreier der Germanen aus dem geistigen Joche Roms gefeiert und grüße immer noch mit alter Anhänglichkeit meinen einstigen Beichtvater Herrn D. Dibelius, der mir das erste Abendmahl in der Annenkirche gereicht hat. Aber ich bin doch zu sehr im Geiste Lessings erzogen, als daß ich einen von den vielen Ringen — es sind jetzt mehr als drei — für echt halten könnte. Den echten Ring wird niemals ein Mensch erlangen. Der ist im Allerheiligsten des Himmels aufbewahrt. Die andern aber sind alle imitiert — mehr oder weniger goldhaltig. Und deshalb soll man niemals fragen: „Was glaubst du?", sondern immer: „Wie glaubst du?" Es müßte wahrhaftig schlecht mit der protestantischen Lehre bestellt sein, wenn sie durch ein harmloses Gebet von der Bühne herab gefährdet werden könnte, zumal da am Schlusse des Weihnachtsmärchens noch das herrliche Lutherlied „Vom Himmel hoch, da komm' ich her" ertönt. Wer kann es da noch wagen, von einer „katholischen Propaganda" zu reden? Offen gestanden, im Publikum hat sich bisher auch nicht ein einziger an das poetisch schöne Mariengebet gestoßen. Nur einige sächsische Blätter drückten in allerdings maßvoller Weise — das sei ihnen zur Ehre nachgesagt! — ihre Bedenken aus. Eine harmlose Geschichte also? Und doch, gerade diese harmlose Geschichte beweist wieder einmal, wie sehr man oft vor lauter Religion die Religion selbst vergißt. Kein Wunder, wenn unter solchen Umständen viele sonst ganz gläubige Christen Anstoß an der leidigen religiösen Unduldsamkeit nehmen und zu Schillers Glaubensatz schwören:

Welche Religion ich bekenne? Keine von allen.
Die du mir nennst. — Und warum keine? —
Aus Religion.

Allerdings wurde der Freidenker Schiller bei Lebzeiten von vielen gehässigen Fanatikern trotz seines Protestantismus des Kryptokatholizismus verdächtigt. Man konnte es ihm nicht verzeihen, daß er aus der lasterhaften Katholikin Maria Stuart eine rührende engelgleiche Märtyrerin und aus der jungfräulichen Protestantin Elisabeth eine höchst unsympathische, eifersüchtige Dame gemacht hat. Man konnte es ihm nicht verzeihen, daß er den Mortimer Apostata ein so ergreifendes Loblied auf die römische Kirche hat anstimmen lassen. Aber die Erklärung ist doch so grundeinfach: der Kantisch denkende Philosoph Schiller hat nie etwas von Rom wissen wollen. Dem feurig empfindenden Dichter Schiller indessen, der eine solche Vorliebe für Pracht und Prunk hatte, mußte das theatralisch-pomphafte Zeremoniell der katholischen Kirche poetisch wirksamer erscheinen als der nüchterne Vernunftskultus der protestantischen Kirche. Jetzt hat man dem Dichter der „Maria Stuart" und der „Jungfrau von Orleans" längst seine Vorliebe für den Katholizismus in der Poesie verziehen. Kein Protestant wird sich finden, der über die beiden Stücke sein Anathema ruft und seine schutzflehenden Kinder von ihnen fernhält. Und würde es jemand doch tun, er würde sich für alle Zeiten

SLUB Wir führen Wissen. http://digital.slub-dresden.de/id490223001-1904010302/1